



Wie es auf einer deutschen Farm in Südwestafrika ausieht.

Stefan von Koge schildert in dem Mai-Heft von „Welhagen & Klafings Monatsheften“ in einem fesselnd geschriebenen Artikel seine Eindrücke vom südwestafrikanischen Farmerleben, die bei den jetzigen Kämpfen in Südwestafrika besonderes Interesse erregen. Das Wohngebäude einer solchen Farm ist ein langgestrecktes, niedriges, einstöckiges Haus aus Stein oder lufttrockenen Ziegeln gebaut und weiß angestrichen. Das flache Dach besteht aus einem Rohrgerüst, das durch eine Lehmenschicht wasserdicht gemacht ist. Manche Leute leisten sich allerdings auch Wellblech, und in Klein-Windhoef z. B. gibt es ein solches Wohngebäude, auf dessen Dach sich der Besitzer noch dazu den Luxus einer Kegelbahn erlaubt hat. Der Fußboden besteht meistens aus gestampftem Lehm, der oft — man denke — behufs Befestigung mit Ochsenblut vermischt wird. Hierüber werden Decken und Felle gelegt, und nach dem Geschmack der Einwohner können die kühlen, hohen Räume äußerst wohnlich ausgestattet werden. Die Küche liegt gewöhnlich etwas seitab, auch ein kleines Haus für die Dienerschaft ist in der Nähe. Weiter entfernt sind die konischen Grassütten, in denen die Familien der Farmerarbeiter haufen. Oft befindet sich bei einer solchen Farm auch ein Kaufladen, der bei den großen Entfernungen von Zentralpunkten der Zivilisation für die Umgebung sehr nützlich ist. Dort ist alles vertreten, was man braucht, von Zündhölzern und Zigarren, Reis, Kaffee, Zucker und Kleiderstoffen bis zu Spirituosen und im Lande gezimmerten Ochsenwagen.

Vares Geld gibt es allerdings wenig auf den einzelnen Farmen, und manchmal besteht der ganze Reichtum, der sich in Landesmünze im Hause befindet, aus einem verirrten Dreimarstück. Alles wird mit Vieh, Schafen, Pferden, Naturalien usw. bezahlt, die dann erst von Händlern oder den größeren Unternehmern in Geld umgetauscht werden, das auf der Bank deponiert wird. Alle Luxusartikel, auch Bier und Wein, sind oft unerhörlich teuer. Selbst in

Windhoef, trotz seiner Eisenbahnverbindung mit der Küste, kostet eine einfache Flasche deutschen Lagerbiers 2 Mark in den Hotels.

Die Hausfrau hat in der Bewirtschaftung einer solchen Farm keine leichte Aufgabe. Diensthboten stehen ihr zwar genug zur Verfügung, aber für eine Deutsche ist es nicht leicht, sich an die afrikanischen Diensthboten zu gewöhnen. Die Boys und Mädchen sind zwar im ganzen gelehrt, aber in punkto Reinlichkeit lassen sie viel zu wünschen zu übrig. Die Hausfrau sieht sich immer von neuem genötigt, ihr Dienstpersonal auf die Nützlichkeit der Seife auf-

importiert werden. Der Tageslauf der deutschen Hausfrau auf einer südafrikanischen Farm ist etwa folgender:

Am frühen Morgen beauftragt sie bereits das Melken der Kühe. Nach dem Frühstück barren ihrer andere häusliche Arbeiten, wie Fütterung des Geflügels und der sonstigen Tiere, Vorbereitung zum Mittagessen, Beaufsichtigung der mit verschiedenen Reinigungsarbeiten beauftragten Diensthboten und besonders der Waschmädchen, die sonst bald die schöne Leinwand ruiniert und die Hemden zerfetzt haben. Auch über die im Garten arbeitenden Leute hat sie die Oberaufsicht zu führen. In ähnlicher Tätigkeit verläuft der Mittag, wenn nicht einmal unerwarteter Besuch kommt, der teils angenehm, teils sehr unangenehm sein kann, je nach der Farbe. Wenn mal ein Weißer auf der Farm einkehrt, und wenn ihn gar eine weiße Frau begleitet, so ist die Freude groß, und alles, was zur Bewirtung irgendwie aufgetrieben werden kann, wird herbeigeschleppt.

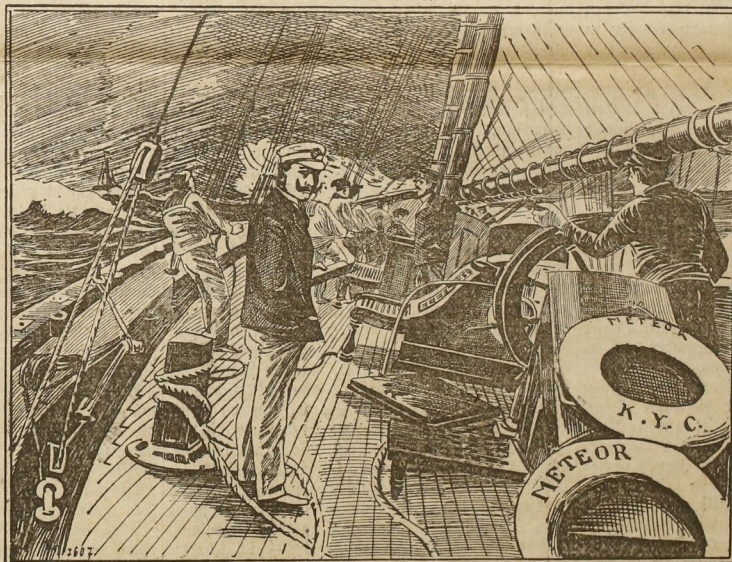
Weniger erfreulich ist es, wenn eine Gesellschaft Hottentotten oder Herero erscheint, sich auf der Veranda niederläßt und sich in sehr schwülftigem Stil, der nur durch ihre Unkenntnis der deutschen Sprache eingeschränkt wird, nach dem Befinden des „Baas“ erkundigen.

Allmählich rücken sie dann mit dem eigentlichen Zweck ihres Besuchs heraus. Gewöhnlich betteln sie um Schnaps, wenn nicht gar um bares Geld.

Schließlich, da ihnen der Schnaps energisch verweigert wird, werden sie genügsamer und begnügen sich auch mit einem Geschenk von etwas Tabak, Nahrungsmitteln und ähnlichen Kleinigkeiten, um dann eine andere Farm mit ihrem Besuch zu beglücken.

In der Abwesenheit ihres Mannes muß die Frau allerdings manchmal sehr scharf auftreten, denn unter Umständen werden die Nigger außerordentlich frech, und häufig genug ist es vorgekommen, daß die einsame Gattin eines Farmers zum Gewehr oder Revolver greifen mußte, um die zumbringliche Gesellschaft los zu werden.

Von der Kieler Woche.



Der Kaiser auf seiner Segeljacht „Meteor“.

merksam zu machen. Besonders in der Küche muß sie überall selbst Hand anlegen, wenn sie sich nicht ganz den Appetit verderben soll.

Der Speisezettel ist auf einer südafrikanischen Farm nicht sehr reichhaltig. Rindfleisch ist selten bei dem Wert, den die Viehzucht dort repräsentiert. Hühner müssen erst auf der Farm selbst gezogen werden, sonst muß man sich Tag für Tag mit Hammelfleisch begnügen oder von Konserven leben, die in abgelegenen Gegenden natürlich auch sehr teuer sind. In einem kleinen Gemüsegarten gedeihen europäische Gemüse.

Hier und da wird für die Schwarzen etwas Mais gebaut, während Mehl und Reis natürlich

Ofita.

Skizze von Adele Reuter.

(Schluß)

(Nachdruck verboten.)

Claudius, der schwächinnige Kaiser Claudius, genießt die Ehre, den schon mehr als hundert Jahre zuvor von Cäsar gefassten Plan ausgeführt und den Hafen von Ofita angelegt zu haben.

Aber auch dieser neue Hafen wurde bald wieder zu eng, und schon unter Trojan mußte an einem neu gegrabenen Uferlaufe ein zweiter Hafen angelegt werden, der mit dem Hafen des Claudius durch einen Kanal verbunden wurde. Beide Häfen sind heute gänzlich verlandet, aber ihre Lage und Form kann man noch deutlich erkennen.

Un diesem neuen Hafen entstand auch eine neue Stadt, die man nach ihrem Gründer „Portus Trojan“ oder kürzer „Portus“ benannte — es ist das heutige Porto.

Hier wohnten, wie wir aus den Ausgrabungen schließen dürfen, zahlreiche Arbeiter, Kaufleute und Beamte der Provinzialverwaltung. Rings um den Hafen lagen geräumige Magazine. Aber auch glänzende Paläste und Tempel ließ Trojan in der neuen Stadt errichten, damit sie seinem Namen Ehre mache. Prächtiger und reicher noch entsfaltete sich die Stadt Ofita; das bezeugen die schönen Säulen aus kostbarem Marmor und die herrlichen Bildwerke, die noch heute dort zu Tage gefördert werden, obwohl schon viele herrliche Schätze — hunderte der schönsten Marmorsäulen und manch ein schönes Werk der Plastik — im Laufe der Jahrhunderte von dort nach Rom gebracht und zu Kirchenbauten benutzt oder im Museum aufgestellt wurden.

Wenn Ofita auch durch die Erbauung des neuen Hafens und Begründung der Stadt Porto als Hafenstadt an Bedeutung verlor, so behielt es doch seinen Ruf als Badeort und wurde viel von erholungsbedürftigen Römern besucht. Auch die römischen Kaiser weilten häufig in seinen Mauern, um sich in der stärkenden Seeluft zu erfrischen. Hadrian und Antonius verschönten die Stadt mit prächtigen Bauwerken; Aurelian ließ ein neues Forum errichten, und Claudius Tacitus schenkte der Stadt hundert Säulen aus numidischem Marmor. Reiche Bürger der Hafenstadt opferten oft einen nicht unbeträchtlichen Teil ihres Reichthums, um sich durch gemeinnützige Werke einen Namen zu machen. Die Inschriften der Denkmäler berichten über glänzende öffentliche Spiele, prächtige Gladiatorenkämpfe, öffentliche Mahle, Denkmäler, Straßenpflasterungen und großartige Bauten, mit denen reiche Bürger sich um die Gunst ihrer Mitbürger bewarben, ganz so, wie die vornehmen Römer in der nahen Hauptstadt es taten. Die schönen mit kostbaren Kunstwerken geschmückten Häuser und Paläste, die man in Ofita ausgegraben hat, erzählen uns in herber Sprache von dem Reichthum der Bewohner. Aber das Geschick der alten Hafenstadt war eng verknüpft mit der Geschichte Roms, und so besiegelte der Verfall der römischen Macht auch Ofitas Untergang. Die Einfälle der Barbaren und der wieder mutiger werdenden Piraten gaben Ofita den Todesstoß. In Furcht und Schrecken jagt durch die hereinkommenden wilden Horden, die es auf die in der Campagna aufgehäuften Schätze abgesehen hatten, flüchteten die armen Bewohner der Stadt in die nahen Berge oder hinter die Mauern Roms. Mehrmals bauten die zurückkehrenden Bürger von Ofita ihre Stadt in Eile wieder auf, um sie immer wieder dem Feinde zu räumen, bis sie bald ganz verlassen dastand. Wohl zerstörten die das Land verheerenden Räuber viel von der einstigen Pracht, und schlepten alles, was sie an Gold und Silber fanden mit fort; die Häuser und Paläste aber blieben stehen, die für sie wertlosen Marmorstatuen ließen sie zurück, und da die Zeit, der die verlassene Stadt nun anheim fiel, weit weniger zerstörend wirkt, als die Menschen, sind uns ganz ansehnliche Reste der einst so prächtigen und lebhaften Stadt erhalten geblieben.

Schon im frühesten Mittelalter gründeten die Päpste in der Nähe der in Trümmer zerfallenen Hafenstadt eine starke Befestigung, die den fort-

währenden Einfällen der Sarazenen Einhalt gebieten sollte. Hier fand unter Leo IV. im Jahre 849 die berühmte Seeschlacht zwischen den Neapolitanern und den Sarazenen statt, die Najael zum Gegenstand eines seiner schönsten Gemälde in den Stenzen des Vatikans erwähnte. Heute hat diese Befestigung, die der Stadt Rom im Mittelalter starken Schutz gewährte, jede Bedeutung verloren. Die Bevölkerung der kleinen Ansiedlung, die kaum noch den Namen „Stadt“ verdient, beläuft sich während der Monate, in denen gegenwärtig das Fieber an diesem einst so schönen und gesunden Küstenstrich herrscht, kaum auf ein Duzend Menschen. Im Winter kommen einige Hundert Bauern aus den Nachbarprovinzen und bebauen einen kleinen Teil des Landes. Sobald die Sonne wieder wärmer glüht und die Sumpfe auszutrocknen beginnen, verlassen sie ihre elenden Strohhütten und fliehen das ungesunde Gestade.

Dreifach ist der Zauber, der Ofita umschwebt:

Sage, Geschichte und drilliche Legende umweben den Ort mit den Fäden der Erinnerung und willig lauscht unser Ohr dem geheimnisvollen Flüstern der Vergangenheit. Das Andenken an den Tod der heiligen Monika, der Mutter des großen Kirchenvaters Augustinus ist auf das Engste mit dem Namen Ofita verknüpft. Augustinus selbst berichtet darüber in einem der schönsten Blüthenstücke seiner Bekenntnisse. Auf der Heimreise nach Afrika kam er mit seiner Mutter nach Ofita, wo sie sich von den Beschwerden der langen Reise erholen und auf günstiges Wetter für die Ueberfahrt warten wollten. Dort standen sie fünf Tage vor dem Tode der Mutter an dem Fenster des Hauses, in dem sie Unterkunft gefunden hatten, und versenkten sich in ein Gespräch über die Wonnen der Ewigkeit. Wo dieses Haus lag sagt Augustinus uns nicht, er erwähnt auch nicht näher wo Monika wenige Tage später begraben wurde; aber er erzählt uns, daß seine Mutter, obwohl sie früher, wie die meisten Menschen ihrer Zeit, sehr ängstlich um ihr Grab besorgt gewesen war und sich neben dem Grabe ihres Gatten eine letzte Ruhestätte ausersuchen und vorbereitet hatte, jetzt selbst wünschte, in Ofita, wo sie sterben sollte, auch bestattet zu werden. Als ihre Freunde sie fragten, ob es ihr nicht schrecklich sei, so fern von der Heimat begraben zu werden, erwiderte sie: „Nichts ist fern von Gott, und ich fürchte nicht, daß er am Ende der Zeit die Stätte, wo er mich auferwecken, nicht kennen wird!“

Diese Erinnerungen wanderten mit uns über das einsame Gestade. In der kleinen Kirche erzählte uns der Küster von der heiligen Monika, in den Magazinen am Uferufer fanden wir die halb mit Sand gefüllten Gefäße für Korn und Del, die Maße und Gemächte, deren sich die vielbeschäftigten Kaufleute der alten Hafenstadt bedient hatten und manche andere summe Zeugen einer großen Vergangenheit. Unser Begleiter erging sich in allerlei phantastischen Vermutungen über die Stelle, an der Aeneas gelandet sein mochte, so daß ich ihn schließlich ganz erkantet fragte: „Glauben Sie wirklich an diesen Bericht des römischen Dichters? Es handelt sich hier doch wohl nur um eine Sage, die Virgil benutzte, um das römische Kaiserhaus zu verherrlichen?“ — „Wenn ich diesen Küstenstrich durchwandere, wie ich es öfter zu tun pflege,“ antwortete mir der junge Arzt, „so glaube ich nicht nur an diese Erzählung, sondern ich durchlebe sie im Geiste; — ich sehe die Schiffe der Trojaner in die Mündung des Stromes einbiegen, ich sehe, wie sie in feierlicher Stimmung das ihnen von den Göttern verheißene Land betreten und ihre Zelte aufschlagen. Lassen Sie uns dort hinunter wandern, wo im Hintergrunde die Fluten des Meeres diese von heiligen Ueberlieferungen geweihten Ufer bespülen. Der Weg durch Sumpfe und über Dünen ist zwar beschwerlich, aber der Blick auf das endlose Meer wird uns reichlich entschädigen. Dort können wir uns ganz in unsere Träume versenken.“ So gelangten wir, über Mauerreste und Trümmerhaufen kletternd, bis zu dem unmittelbar am Ufer des Tibers stehenden Turme Boacciana. Dieser alte, halb zerfallene Turm scheint im Mittelalter auf Resten der alten Umfassungsmauern aufgebaut worden zu sein. Hier war im Altertum die äußerste Grenze der Stadt nach dem Meere zu; denn

der Strand zog sich in nächster Nähe hin. Die von dem Tiber mitgeführten Schlammmassen lagern sich, von der Flut zurückgeworfen, beständig am Strande nieder, so daß dieser jedes Jahr um einige Meter hinausrückt.

In diesem Turme fanden wir ein Hirtenpaar, dessen köstliche Unwüchsigkeit uns auf das höchste ergögte. Die beiden Menschen waren schön wie die bronzenen Göttergestalten ihrer Vorfahren, aber auch schlau wie die Kaufleute im alten Ofita es gewesen sein mögen. Die Frau verkaufte uns einige Eier um das dreifache des dortigen Marktpreises mit der Miene einer Almospenspenderin; der Mann belehrte uns in kurzem Tone, daß wir besser daran täten, uns nicht zu Fuß nach dem Strande vor zu wagen. Der Boden sei sumpfig und milde Kinder weiden in der Nähe, die uns gefährlich werden könnten. Weder er, noch die in ihren Rähnen liegenden Fischer auf dem Flusse hatten Lust, uns auf das Meer hinaus zu rudern. Hinunter kämen wir schon, erklärten sie auf unsere Fragen, aber nicht wieder hinauf, denn der Fluß sei gefährlich an seiner Mündung. Endlich zog der Hirte mit dem verwegenen Kübegerichte seinen Wagen, wie er den zweiräderigen Karren mit stolzer Miene nannte, aus dem Stalle hervor und erbot sich, uns für acht Lire zum Strande zu fahren. Als wir um den Preis handelten, erklärte er brummend: wenn wir nicht wollten, so sollten wir es bleiben lassen, ihm läge gar nichts daran. Schließlich gab er sich auch mit fünf Lire zufrieden und spannte, wenn auch immer noch brummend, sein Pferd an. Wohl hatte er uns nicht belogen, — der Boden war sumpfig und Herden wilder Kinder weiden in der Nähe; — aber sein Wagen konnte uns auch nicht viel nützen; denn über die mit knorrigen Knieholz bewachsene Dünen führte kein fahrbarer Weg hinüber. So mußten wir halb aussteigen. Hochklopfenden Herzens schritten wir zwischen den wunderbaren silbergrauen, langgehönten Kindern hindurch. Es geschah uns nichts; ruhig standen die schönen Tiere und blickten uns verwundert an, als wollten sie fragen, was wir wohl dort oben suchten am einsamen, sonnenheißen Strande. Wir aber legten uns in den Sand und überließen uns träumend dieser erhabenen Einsamkeit. Hin und wieder nur lenkte ein in der Ferne vorüber streichendes Segelboot oder ein schneller Dampfer unsere Blicke auf sich. Unser Ohr vernahm keinen anderen Laut als das majestätische Rauschen des Meeres und bisweilen den Schrei eines Wasservogels. Galt wie die Fluten des blonden Tibers waren auch hier die Wogen des tyrrhenischen Meeres. Lange saßen wir so und blickten träumend in die unendliche Ferne; dann kehrten wir wieder zu unserem braunen Campagnahirten und seinem Wagen zurück, um auf dem holperigen Wege die abenteuerliche, aber lustige Fahrt in dem engen Karren von neuem zu beginnen.

Um sechs Uhr traten wir die Rückfahrt nach Rom an, nachdem wir uns zuvor in dem mit der Osteria verbundenen Kramladen mit Brot, Tunsich und Apfelsinen versehen hatten. In dem Wäldchen bei Ofita sangen die Nachtigallen in den blüthen-schweren, duftenden Büschen. Wir ließen den Wagen halten und verzehrten unser einfaches Abendbrot, während wir entzückt dem Gesänge der Vögel lauschten. Der junge Arzt sprach vom Bock und schnitt große Zweige von den schneigen Weißdornbüschen, um damit unsern Wagen zu schmücken. Dann kletterte er wieder auf seinen Platz und zog ein Buch aus der Tasche. Während der feurige Sonnenball langsam in Meere versank, las er in ergreifendem Tone: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Werke verkündigen seiner Hände Werk. Ein Tag sagt dem andern, und eine Nacht tuts kund der anderen. Es ist keine Sprache, noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre.“

Sinniprud.

Zu nur das Rechte in deinen Sachen!
Das andere wird sich von selber machen.

Eine Täuschung.

Nachstück von der Eisenbahn. Von Ewald Curtius.

In der Ecke des Eisenbahnwagens, neben mir, saß ein dicker, alter Herr in Pelz und Decken, denn trotz dem im Wagen befindlichen, gut geheizten Ofen vermochte die Wärme desselben den langen Raum nicht genügend zu durchdringen.

Wir befanden uns nämlich in einem Durchgangswagen dritter Klasse der württembergischen Bahn.

In jedem solchen Wagen befindet sich ein Ofen und ein Wasserbehälter zum Trinken für die Durstigen. Die Wagen sind durch kleine Brücken mit einander verbunden, sodaß der Schaffner den Zug in seiner ganzen Länge durchschreiten kann und nicht außen auf dem schmalen Trittbrett mit Lebensgefahr schweben muß, um die Willets zu couppieren.

„Einen großen Vorzug hat der Dampf,“ sagte der vorerwähnte alte Herr zu mir. „Wind und Wetter können ihm nichts anhaben. Kein Pferd von Fleisch und Blut vermöchte eine solche Kälte auszuhalten, wie sie diese Nacht herrscht; daß eiserne Röß hingegen rennt vorwärts, mag das Thermometer auf Null oder auf dem Siedepunkt stehen.“

Ich mußte dem Sprecher Recht geben, denn es war in der Tat eine fürchterlich kalte Nacht. Wehe dem armen, obdachlosen Wanderer, der heute auf der Straße sein mußte, sobald er niedersank, war er ein Kind des Todes! —

Eben trat der Schaffner in unseren Wagen. „Bitte um die Willets, meine Herren!“ sagte er.

Mit frostverklommenen Fingern suchte er in der Brusttasche nach demselben. Während ich ihm die Fahrkarte darreichte, sprach ich:

„Warum haben Sie es denn so schrecklich kalt werden lassen, Schaffner?“

„Ja, es ist fürchterlich kalt, mein Herr,“ stimmte er bei. „Wir haben heute den 30. Januar und genau die Nacht vor einem Jahre hatten wir dieselbe schauerhafte Kälte. Unser Oberschaffner erfror beide Füße, und eine Frau, die mit ihrem Kinde von Lauffen kam und in Göppingen ausstieg (wir befanden uns auf der Bahn: Heilbronn—Ulm—Friedrichshafen) hatte nur noch eine Leiche in den Armen.“

„Mein Gott! Demnach war das Kind erfroren?“ „Ja wohl, es war erfroren, mein Herr! Die arme Mutter hatte aber davon keine Ahnung, sondern glaubte, es schlief. Mein Kind ist ganz kalt, sagte sie, wenn wir nur erst zu Hause sind, wird es schon warm werden. Ja, es war gerade eine solche Nacht, wie diese.“

„Station Ulm!“ rief es nach einiger Zeit draußen. Auf dem Perron standen, wie gewöhnlich, müßige Gaffer, die qualmenden Zigarren im Munde und die frierenden Hände in den Hosentaschen.

Unser Wagen, ziemlich der letzte in dem langen Zuge, nahm nur einen einzigen Passagier auf. Dieser Passagier war ein schlankes, junges Mädchen, in einen weiten, grauen Mantel gehüllt, auf dem Kopf ein nettes Sammethütchen, mit Blumen geschmückt aufgeputzt. Sie schien etwas schüchtern zu sein, wie jemand, der an das Reisen nicht gewöhnt ist, und setzte sich in der Nähe der Tür nieder, nachdem sie sich vorher im Wagen unschlüssig umgesehen.

Junge, hübsche Damen können jederzeit auf männliche Sympathie rechnen. Mich dauerte das liebe Kind. Da vorn an der Tür mußte sie ja entsetzlich frieren. Ich erhob mich, ging zu ihr und sagte in besorgtem Tone:

„Entschuldigen Sie, meine Dame, wird es nicht besser sein, wenn Sie in der Nähe des Ofens Platz nehmen?“

Sie zögerte einen Augenblick, dann folgte sie meinem Räte. Auf diese Weise kam sie mir gegenüber zu sitzen, und es war eine kleine Konversation möglich.

„Dieser Zug geht doch nach Friedrichshafen?“ fragte sie nach einer Weile mit einer Stimme von unendlich lieblichem Wohlklang.

„Ja wohl, mein Fräulein!“ antwortete ich. „Kann ich Ihnen in irgend einer Weise nützlich sein?“

„Ich danke — nein. Vielleicht in Friedrichshafen.“

„Da dahin werden wir noch drei Stunden brauchen.“

„Hält der Zug unterwegs noch einmal?“ „Gewiß, noch mehrere Male, zum Beispiel in Erbach, Vöhrach, Ravensburg. Er würde noch öfters halten, wenn es nicht ein Schnellzug wäre, der bekanntlich die kleineren Stationen liegen läßt.“

Bei dem Scheine der Lampe, die in ihrem Messinggehäuse gegenüber hing, vermochte ich nun das Gesicht meiner Reisegefährtin genau zu betrachten. Ein wahres, liebliches Kinder Gesicht! Sie konnte höchstens sechzehn bis siebzehn Jahre zählen. Das goldblonde Haar war glatt zurückgeschritten; der kleine Mund glich einer halb erschlossenen Rosenknope, und das große, blaue Auge blickte so unschuldsvoll fragend in die Welt hinein, daß ich mein anfängliches Vorhaben, ihr ein wenig galant den Hof zu machen, aufgab; einem solchen Kinde kann man doch nicht gut von Liebe reden.

Dem freundlichen Lächeln, der mich vielleicht nach diesem Bekenntnis für einen rechten Don Juan zu halten geneigt ist, sei gesagt, daß ich ein ganz besonderes Faible für reizende Damen — natürlich junge und hübsche — empfinde und in mir außerdem noch der, freilich etwas sonderbare, Aberglaube wuchert, ich würde einmal auf einer Eisenbahnfahrt mein Glück machen, das heißt nämlich, eine Dame kennen lernen, die allen meinen Wünschen in bezug auf meine zukünftige Ehegattin entspräche und mir ihre Hand zum Bunde fürs Leben reichte.

„Sie erwarten wohl in Friedrichshafen von Freunden empfangen zu werden, mein Kind?“ fragte ich nach einer stummen Pause.

„D nein. Ich trete dort in ein Pensionat ein.“ „Dann werden Sie aber zu einer unpassenden Stunde ankommen. Bedenken Sie, ein Uhr morgens!“

„D, das hat nichts zu sagen,“ entgegnete sie mit reizendem Lächeln. „Ich werde dort erwartet.“ —

Indessen donnerte der Eiszug weiter mit dem sich gleichbleibenden, unaufhörlichem Pulsschlag seines eisernen Herzens und dem schnaubenden Atemzug seiner Riesenlunge.

Nützlich gellen die Signalf Pfeifen, und der Zug begann langsam zu fahren.

In Ravensburg können wir nicht schon sein,“ dachte ich und sah nach der Uhr. Sie zeigte halb Zwölf. Ich mußte aber ganz genau, daß wir nicht eher in Ravensburg sein konnten, als wie zehn Minuten nach zwölf Uhr. Ich hauchte eine freie Stelle in den Reifrost des Fensters und blickte hindurch. Es war eine kleine Station in der Nähe eines Fichtenwaldes gelegen. Sie kam mir ganz unbekannt vor, trotzdem ich diese Strecke schon wiederholt befahren hatte.

„Ist dies Ravensburg?“ fragte die sanfte wohl-lautende Stimme meiner mir gegenüber sitzenden schönen Nachbarin.

„Nein,“ antwortete ich. „Es scheint Ulendorf zu sein. Es ist nur ein kleiner, unbedeutender Ort.“

„Ich glaube, ein Schnellzug hielt an derartigen Stationen gar nicht?“

„Das tut er auch sonst nicht. Es muß hier ein ganz besonderes Signal gegeben worden sein. Sie frieren wohl, mein Kind? Ihre Stimme zittert.“ „Es ist allerdings sehr kalt,“ erwiderte die junge Dame und zog den Mantel noch fester um sich. „Ich wollte, es ginge bald weiter.“

„Eben setzt sich der Zug wieder in Bewegung,“ sagte ich. Und den Schaffner, der eben durch den Wagen ging, fragte ich: „Warum haben wir an jener kleinen Station Halt gemacht?“

„Die Maschine hatte kein Wasser mehr,“ lautete die Antwort, und der Schaffner eilte weiter.

Das war entschieden eine Lüge. Unser Aufenthalt hatte höchstens eine Minute gedauert und in dieser kurzen Zeit konnte man keinen Dampfessel füllen.

Fünf Minuten später trat der Schaffner wieder in den Wagen. Ich machte für ihn neben mir Platz und sagte:

„Kommen Sie, und setzen Sie sich ein wenig neben mich. Sie haben jetzt ohnehin nichts zu tun.“

Der Schaffner leistete meiner Einladung Folge. „Warum haben Sie mir vorhin nicht die Wahrheit gesagt?“ fragte ich in gedämpftem Tone.

„Die Wahrheit? In Bezug worauf?“ „In Bezug auf den Grund, weshalb vorhin der Zug hielt,“ ergründete ich.

Der Schaffner lächelte und entgegnete dann:

„Na, ich will Ihnen nur die Wahrheit sagen. Wir machten Halt, um einen einzigen Passagier aufzunehmen, einen Mann, der uns von Ravensburg bis an jene Station — es war Ulendorf — entgegen gekommen war.“

„Doch nicht etwa um des Vergnügens willen, denselben Weg wieder zurückzumachen?“ fragte ich verwundert.

„Allerdings,“ entgegnete der Schaffner, abermals geheimnisvoll lächelnd. „Nämlich um des Vergnügens willen, in gewisser Gesellschaft zu reisen. Sie für Ihre Person brauchen sich nicht zu fürchten; kurz und gut, es ist ein Detektive, ein geheimer Polizeioffiziant.“

„Wie? Was? Ein geheime — —“ wollte ich hocherkantet fragen; der Schaffner gab mir jedoch durch einen Wink zu verstehen, daß ich schweigen sollte. Meine Witzbegierde war indes zu stark erregt, als daß ich diesen Wink hätte befolgen können.

„Sagen Sie mir wenigstens, wenn der Mann des Gelezes nachspürt?“ fragte ich flüsternd.

„Das weiß ich selbst noch nicht,“ antwortete der Schaffner ebenso leise. Der Detektive will nicht gern Aufsehen erregen, als bis es Zeit ist, die von ihm beabsichtigte Verhaftung vorzunehmen. Wir werden daher nicht eher etwas zu sehen bekommen, als bis wir Friedrichshafen erreicht haben.“

„Wo ist er denn?“

„Der Detektive, meinen Sie? Sehen Sie, dort an der Tür sitzt er und hat seine alte, zerlumpte Mütze tief über die Augen gezogen. Man muß es ihm lassen, daß er sich auf geschickte Art unkenntlich gemacht hat. Es wird niemand in ihm einen Geheimpolizisten vermuten.“

„Was für ein Verbrechen ist denn eigentlich verübt worden?“ fragte ich.

„Ein blutiges und fürchtbares. Eine verrückte Hand hat einer wohlprolen alten Dame die Kehle durchgeschritten und dann die Wohnung derselben in Brand gesteckt.“

„Gerechter Himmel, welch eine Untat!“ flüsterte ich.

Der Schaffner und ich hatten dies alles natürlich nur ganz leise gesprochen. Ersterer stand jetzt auf und verließ mich. Ich aber musterte mit einem Gemisch von Abscheu und Neugierde die Gestalt meiner Reisegefährtin. Denn da sich der Detektive in unseren Wagen gesetzt hatte, so mußte er doch die Gewißheit haben, daß sich hier unter diesen Passagieren der Mörder befände.

Unwillkürlich blieben meine forschenden Blicke auf einem Manne haften, der mir schräg gegenüber saß. Seine Züge trugen das Gepräge der Roheit und Gemeinheit. Sein Bart war struppig und verworren; den Kragen seines schmutzigen, zotteligen Rockes hatte er bis über die Ohren herauf emporgeschlagen. Dieser Mann mit dem vertierten Blick, der breiten, tief herabhängenden Kimmlade mußte ganz entschieden der Mörder sein! Ich betrachtete ihn lange verflohen; doch endlich ward mir der Anblick so zuwider, daß ich wie zur Erholung in die großen, blauen Kinderaugen der schönen, jungen Dame schaute, die mir gegenüber saß. —

Dem Impuls meines Herzens folgend, erhob ich mich von meinem Platz und setzte mich neben sie.

„Sie hören wohl, wovon ich vorhin mit dem Schaffner sprach, mein Kind?“ fragte ich sie.

„Ja, von einer Mordtat — o, wie entsetzlich!“

„Fürchten Sie sich nicht. Uns beiden wird niemand etwas anhaben wollen.“

Sie blickte mir nach diesen Worten mit dem Ausdruck der vertrauensvollen Anschuld ins Gesicht.

„Station Ravensburg!“ hörte man draußen rufen. Der Aufenthalt war hier nur kurz, doch bemerkte ich, daß während desselben der Detektive den Platz gewechselt hatte und jetzt in unmittelbarer Nähe des Mannes mit dem vertierten Blick und dem zotteligen Rock saß.

„Dieser ist also richtig der Mörder!“ dachte ich und stellte an mich selbst die Frage, ob er sich in Friedrichshafen wohl ruhig verhaften lassen oder Widerstand leisten würde.

„Sehen Sie,“ sprach die junge Dame stammelnd und leise, „während wir in Ravensburg hielten, wurden die Türen unseres Wagens verschlossen; jetzt schließt man sie wieder auf.“

Sie hatte Recht. „Wahrscheinlich hat man befürchtet, daß der Verbrecher — während der Zug still hielt — entspringen könnte,“ antwortete ich in gedämpftem Tone.

Indessen raste der Zug fort und fort.

„Darf ich Sie bitten, mir ein Glas Wasser zu holen?“ fragte nach einer Weile meine schöne Nachbarin.

Ich erhob mich und ging nach dem in der Nähe der Tür befindlichen Wasserbehälter. Der Zug raste so stark, daß alles zitterte und mein Schritt ein ganz unsicherer war. Als ich den Becher in die Hand nahm, entdeckte ich leider, daß derselbe mittelst einer dünnen Kette an dem Brett, worauf er stand, befestigt war.

„Es hat nichts zu sagen,“ bemerkte die junge Dame, als sie dies ebenfalls sah, mit freundlichem Lächeln, „ich werde selbst hinkommen.“

Ich füllte den Becher und hielt ihn ihr entgegen. Anstatt mir aber denselben abzunehmen, rannte sie plötzlich an mir vorüber, öffnete die Tür und stürzte hinaus auf die schmale Brücke, welche den Wagen mit dem nächsten verband.

„Haltet sie auf! Haltet sie auf!“ schrie plötzlich der Detektive, rasch aufspringend. „Schaffner haltet sie auf!“

Das Innere des Wagens verwandelte sich sofort in einen Schauplatz der Verwirrung und Bestürzung. Ich war der Erste draußen auf der Verbindungsbrücke, sah aber auf derselben niemand weiter als einen halb-erfrostenen Bremser, der vor Kälte und Schreck an allen Gliedern zitterte.

„Wo ist die junge Dame hin?“ rief ich ihn an.

Sie sprang hier zwischen den Wagen hinunter, ehe ich eine Hand nach ihr ausstrecken konnte,“ stammelte der Befragte.

Jetzt trat auch unser Schaffner hinzu. „Sie muß augenblicklich zu Tode gerädert worden sein,“ sprach er achselzuckend. „Ein solcher Sprung von einem Sitzzuge ist allemal der sichere Tod.“

„Und mich kostet dieser Sprung tausend Mark,“ fügte der Detektive den Worten des Schaffners in ärgerlichem Tone hinzu, „denn soviel Belohnung war auf die Ergreifung dieser Verbrecherin ausgesetzt. So geht es, wenn man Rücksicht auf die Passagiere nimmt. Ich wollte unterwegs kein Aufsehen erregen und Niemand beunruhigen, deshalb gedachte ich mit der Verhaftung zu warten, bis wir nach Friedrichshafen kämen. Hätte ich sie nur gleich festgenommen; aber wer würde denn auch nur im Entferntesten an eine solche Möglichkeit gedacht haben?“

Ich war aufs Tiefste erschüttert. „Mein Himmel!“ rief ich, „Sie wollen doch nicht sagen, daß dieses Kind —“

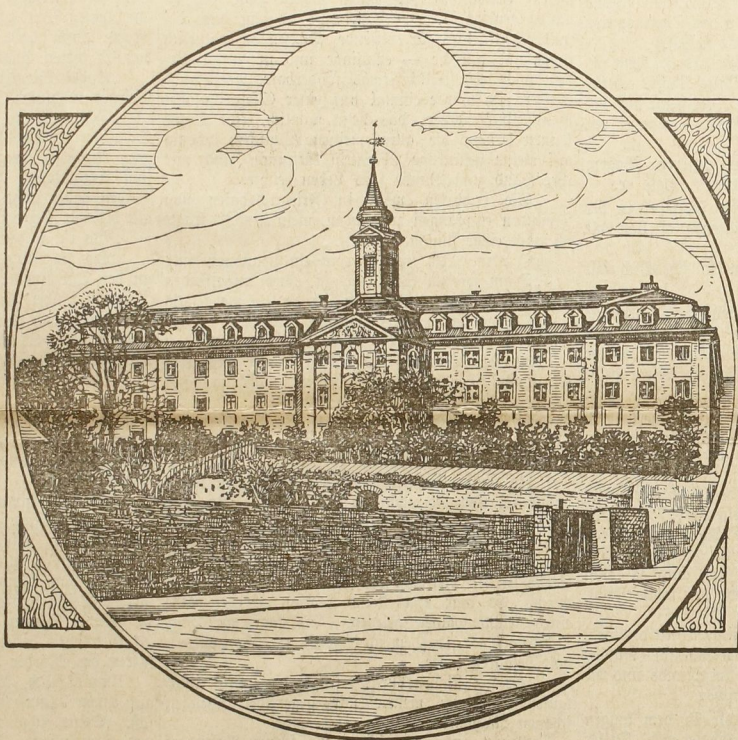
„Dieses Kind, wie Sie diese Person nennen,“ unterbrach mich der Detektive in ruhigen Tone, „heißt Melitta Wagenfeil, ist eine verheiratete Frau von sechsundzwanzig Jahren und hat in der vorigen

Nacht mit kaltem Blute einen Menschen ermordet. Sie versuchte es jetzt, in die Schweiz zu entkommen. So sieht die Sache.“

Welch fürchterliche Täuschung! Den Mann mit struppigem Haar und Bart, mit der schmutzigen Garbe, dem vertieften Blick hatte ich für den Mörder gehalten, weil er eben nicht zutrauenerweckend ausah und das war vielleicht ein ganz ehrlicher Mann! Und dieses engelgleiche Wesen mit dem unschuldsvollen Kinderblick — der ich vielleicht gar im Laufe der Unterhaltung einen Heiratsantrag gemacht hätte, wäre sie mir nicht allzu jung vorgekommen —, so sehr hatte sie mich nämlich eingenommen, ich will es nur gestehen, war ein Scheusal, wie sie glücklicherweise selten vorkommen! In meinem ganzen Leben beurteile ich nie wieder jemand nach seinem Aussehen — ein solcher Irrtum war doch zu gräßlich!

Auf das gegebene Signal machte der Zug Halt. Der Schaffner unseres Wagens, der Detektive, ich und noch einige Passagiere verließen den Wagen und

Zum Jubiläum der Klosterschule Rossleben.



Die Klosterschule zu Rossleben a. A. (Siehe Text Seite 231.)

gingen auf dem Gleise zurück, um die Leiche jenes Weibes zu suchen, deren Neufieres so blendend schön und deren Herz so schwarz war.

Infolge der rasenden Schnelligkeit, mit welcher sich der Zug bewegt hatte, mußten wir eine bedeutende Strecke zurücklegen, ehe wir die Mörderin fanden. Sie lag dicht neben dem Gleis, bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

„Der irdischen Gerechtigkeit ist sie entronnen, der himmlischen aber nicht,“ sagte der Detektive, mit düsterem Blick auf die Leiche hinabschauend.

„Glauben Sie, daß sie hoffte, von dem Zuge herabspringen zu können, ohne Schäden zu nehmen?“ fragte ich.

„Das hat sie höchst wahrscheinlich geglaubt; aber trotzdem hätte ich ihr dieses Wahnwitz nicht zugetraut, denn sonst würde ich früher zugegriffen haben.“

Die Leiche wurde aufgehoben und einweilen nach dem nächsten Bahnhüterhäuschen gebracht. Dann kehrten wir zum Zuge zurück, welcher infolge dieses Ereignisses mit dreiviertelstündiger Verspätung in Friedrichshafen eintraf.

Am folgenden Tage las ich den Bericht über den Mord und das tragische Ende der Mörderin. Trotzdem sie eine Verworfene war, mußte ich doch fortwährend an die blauen Augen und den Rosenknochenmund der schlanken, feingegliederten Gestalt denken.

Neue Funde in Pompeji.

Im Verlaufe der immer von neuem ergebnisreichen Ausgrabungen in Pompeji ist jetzt auch die Erforschung des letzten Teiles der Stadt, der sich am Vesuv hin erstreckt, der von den Archäologen sogenannten „fünften Region“ unternommen. Es sind, wie einem uns vorliegenden ausführlichen Bericht zu entnehmen ist, hauptsächlich kleine und niedrige Häuser, die man da aufgefunden hat, hier lag das Viertel der ärmsten Klassen von Pompeji und da gab es nur wenige Kloßbarkeiten.

Ganz am Ende der Stadt in dem Hause des Pagnus Augustus Felix Suburbanus fand man jedoch in einem Raum, der wahrscheinlich einem Schmied zur Werkstatt gedient hatte, in einer Tiefe von 30 cm eine Bronze-statue. Der rechte Arm fehlte, ebenso das linke Auge, doch fand man beides, als man mit den Grabungen bis auf den Boden des Hauses gelangte. Die Statue hat eine Größe von 1,74 m und stellt einen zarten Epheben dar, jenes Motiv des eben erblühenden Jünglings, in dessen Darstellung die griechischen Bildhauer so oft ihre Verehrung weicher, lieblicher und doch herber Formen gezeigt haben. Die Schlankheit dieses feinen Körpers entstammt nicht der römischen Kunst, sondern weist auf frühere Zeiten eines griechischen Schönheitsideal hin. Dieser pompejanische Ephebe ist wohl ebenso wie der „Zoflino“ in Florenz auf den hochberühmten Epheben des Myron zurückzuführen. Freilich kann man die pompejanische Kopie nicht gerade für eine genaue Wiederholung des alten Originals halten, zwar haben die Züge die unbewegte Dumpfheit einer früheren Kultur, doch sind die Proportionen ein wenig verunglückt und die ganze Meißelführung weist auf eine mäßige Provinzarbeit hin.

Die wichtigste Entdeckung in der „fünften Region“ war jedenfalls nicht diese Bronzefigur, sondern das Haus des Lucretius Fronto, dessen prächtiges und schönes Heim sich unter diese dürftigeren Häuser verirrt hatte. Zwar ist das Gebäude nicht groß, aber es hat eine feine Eleganz der Anlage, eine schöne Gesamtwirkung und eine höchst geschmackvolle Anordnung der Gemächer. Vor allem sind die Dekorationen höchst reichhaltig und wertvoll und in Hinsicht auf seine Fresken steht das Haus der „wadern Fronto“, wie er sich selbst in den überall angebrachten Inschriften einmal nennt, an allererster Stelle. In der Mitte ist ein rechtwinkliges Impluvium mit prachtvoller Marmorarbeit am Fußboden und an den Wänden ausgegraben worden. Auf dem tiefen Deckel des Grundes hebt sich die leuchtende Weiße des Marmors hervor, und breite Farbenbänder in feiner Mosaikarbeit geben dem Ganzen eine glänzende und doch gedämpfte Wirkung. Zwei Räume schließen sich an das Atrium. Der eine ist spärlich dekoriert und

scheint für den Portier bestimmt gewesen zu sein. Der andere Raum ist reich geschmückt und hochdelegant; die Wände sind mit gelben und schwarzen Feldern ausgeziert; jedes der schwarzen Felder enthält ein kleines Bildchen. Das Tablinium liegt gegenüber dem Eingang und hinter dem Atrium. Seine Ausschmückung ist von höchster Feinheit. Die Wände sind durch breite Bänder und Girlanden von Blumen, Laub und Früchten in rechteckige Felder geteilt, und in diesen befinden sich Gemälde. An den Seitenwänden bieten sich ziemlich konventionelle Landschaften dar, dagegen sind die beiden anderen Felder mit Bildern geschmückt, die mit das Beste der ganzen pompejanischen Malerei bedeuten. Das eine Bild zeigt Mars und Venus. Die Liebesgöttin kehrt den Beschauern den Rücken und wendet sich um; sie trägt ein Diadem, Ohrringe und ein Armband; ihr Körper ist in einen gelben Chiton gehüllt und ist von einem großen purpurroten Mantel umwallt. Sie will den Mars abwehren, der sich niederbeugt, um sie zu küssen. Der Kriegsgott trägt einen goldenen Helm mit rotem Busch und eine blaue Chlamys. Auf der rechten Seite des Bildes sitzen zwei Frauen in einer ziemlich engen Gruppe mit leuchtenden und stark farbigen Gewändern. Zwischen den beiden Gruppen steht Cupido, bis auf eine blaue Chlamys ganz nackt; er hält in beiden Händen den Bogen und wendet sich nach Mars und Venus hin. Hinter diesen Hauptpersonen steht ein Aubebett mit violetttem Volsier und roten und gelben Streifen, dahinter wieder stehen drei Figuren, die in einem bräunlichen Farbenton nur unbedeutlich hingeklebt sind; den Abschluß des Ganzen bildet ein Zimmer, dessen Decke von zwei Säulen getragen wird. Trotz einer gewissen Ungewandtheit der Perspektive, der etwas harten Darstellung der Gesichter, Mängel, die die antike Malerei nie überwunden hat, ist das Werk koloristisch und inhaltlich von großer Schönheit. Sehr bedeutend ist auch das zweite Gemälde, das Bacchus und Ariadne auf ihrem Wagen einherziehend darstellt.

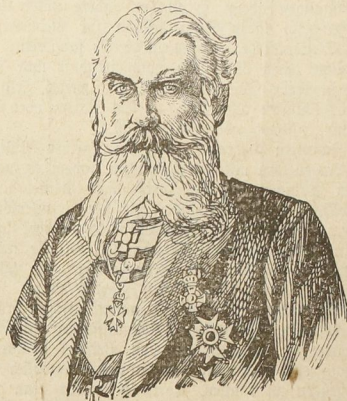
Unter dem Trilinium eröffnete sich ein Garten, der bis auf einige Jagdfresken an der Mauer seines Schmuckes beraubt ist, in dessen schattigen Büschen aber ein Faunen, Satiren und Liebesgötter lauerten und das lustige Murren der Quellen erklang. Hier erhob sich noch eine kleine Sommerwohnung nebst allerlei Küchen- und Schlafräumen, in denen man nichts weiter als sieben Stühle fand, Zeugen der rasenden Schnelligkeit, mit der diese dem Besuch nahe gelegene Gegend von dem furchtbaren Glastrome überfallen wurde. Nicht weit von dem Hause der Seretius Fronto hat man noch einige Kunstwerke gefunden. So ward ein kleines Bronzefisches entdeckt, auf einen einzigen Fuß gestellt, der oben in einen Kelch von Athanasblättern auslief und unten von Löwenklauen gestützt wird. Ueber dem Kelch erhebt sich ein geflügelter Cupido, der in der einen Hand eine Venusmuschel hält und mit der andern aus einer Schale ein Trantopfer darbringt. Auf seinem Haupte ruht ein zweiter Kelch und verbindet sich mit einem dritten, von dem drei Stützen für die Tischplatte ausgehen. Neben solch feinem Gebilde der Kleinkunst hat man eine Statuette von 71 cm ausgegraben, deren kräftige und ganz nackte Jünglingsgestalt einen Gott oder einen Kaiser darstellt. In seiner straff aufgerichteten Stellung, die die ganze Körperstärke auf das rechte Bein legt, während das linke vorwärts strebt, in der kühnen Abternase und den stolzen, harten Zügen, bietet dieses Bildwerk ein gutes Beispiel für die Produkte, der römischen Reichskunst.

Auch ein schönes Basrelief fand man auf, dessen feine und stille Ruhe, dessen wunderbar gearbeitete Gewand- und Haarornate auf die Schule des Phidias schließen lassen. Aphrodite sitzt in majestätischer Haltung, mit einem Diadem geschmückt, starr und ernsthaft da und erwartet das Opfer eines Mannes, der ihr einen Ziegenbock darbringt. Drei kleine Gestalten, durch das Tier halb verdeckt, vervollständigen die Komposition.

Geiz oder Genügsamkeit?

Die leben heutzutage im Zeitalter der Genußsucht, der Verschwendung und der Großtuererei. Wer da nicht mitmacht, der fällt zum mindesten auf; häufig wird er sogar als Geizhals hingestellt und, soweit bessere Kreise in Frage kommen, nicht für voll angesehen. Gerade die Anhänger der Naturheilmethode und naturgemäßen Lebensweise sind solchen Verdächtigungen am meisten ausgesetzt, weil sie eben weniger Bedürfnisse haben als diejenigen, die ihr Leben gründlich genießen wollen.

Zum Jubiläum der Klosterschule Rossleben.



Oberkammerherr von Bisleben,
Erbadministrator der Klosterschule.

Letztere unterwerfen sich bedingungs- und gedankenlos unserer vielgepriesenen, stetig fortschreitenden Kultur, gleichviel, ob sie Vorteile oder Nachteile bringt, während erstere zunächst alles genau prüfen und nur das Beste behalten.

Genügsamkeit wird leider ein immer unbekannter Begriff, den der moderne Kulturmensch, eben weil er ihn nicht versteht, als Geiz bezeichnet. Er kann sich



Professor Dr. Bieseke,
der gegenwärtige Direktor der Klosterschule.

gar nicht denken, daß jemand überhaupt noch mit wenig Bedürfnissen sein Leben gefehen kann.

Es liebt z. B. jemand in seiner häuslichen Einrichtung die Einfachheit. Er hält aus seinen Zimmern alles fern, was überflüssig ist und nur zur Ueberlastung dienen würde. Er ist ein Freund von Licht und Luft und duldet daher auch nicht die beliebten dreifachen Fensterbehänge. Da kommt Besuch. Mit prüfenden Blicken wird das Heim gemustert, aus denen sich sehr bald das Urteil ablesen läßt: armfelig oder geizig Gesellschaft; da können doch unmöglich „erstklassige“ Menschen wohnen!

Hierbei will ich gleich erwähnen, daß es eigentlich der reine Hohn ist, wenn der moderne Genußmensch mit Vorliebe Gewicht darauf legt, als „erstklassig“ bezeichnet zu werden, da es mit seinem

inneren, seinem moralischen Werte doch häufig recht schlecht bestellt ist. Viel eher könnten sich da die Anhänger einer naturgemäßen Lebensweise „erstklassige Menschen“ nennen, denn ihre Lebensanschauung steht doch auf einer viel höheren und idealeren Stufe. Da sie aber in ihrer Gesinnung ebenso einfach sind, wie in ihrer Lebensweise, so verzichten sie gern auf diesen schönen Titel.

Wir kommen zu einem andern Bilde, bei dem ich die berühmte Alkoholfrage, allerdings nur flüchtig, berühren muß. Ein Gesinnungsgenosse, der, wie er sagt, nach Alkohol nicht das geringste Bedürfnis hat, klagte mir neulich, daß ihm eine in kleiner Gesellschaft unternommene Vergnügungstour vollständig verleidet worden sei, weil seine Begleiter, darunter auch sogenannte Freunde von ihm, für seine Entschlossenheit von geistigen Getränken nicht das geringste Verständnis gezeigt hätten. Man habe ihn schließlich für einen „Geizhals“ gehalten. Es ist das die allbekannte Tatsache, wonach der Genußmensch auch bei solchen Gelegenheiten durch Verteilung von so und so viel Glas Bier möglichst bald in die beliebte freudfröhliche Stimmung hineinzugeraten sucht, die ihn dann für Alkoholgegner ungenießbar macht. Dann wird sich, wie man oft genug wahrnehmen kann, über die „Schlappheit und Knickrigkeit“ der Genügsamen weiblich lustig gemacht. Welche Schmähungen muß dann unser alterwürdige Getränk, das Wasser erdulden! Dagegen räumt man sich, wie viel man seinem eigenen arbeitsamen Körper durch fortwährendes Hineinschütten von Bier zugute getan habe.

Ein wahrer Anhänger der naturgemäßen Lebensweise wird sich in seinen Ansichten durch den Spott der Gegner gewiß niemals beirren lassen, zumal es sich ja häufig nur um beschränkte oder charakterlose Menschen handelt. Der Verschwendler, der sich heute über unseren „Geiz“ abfällig äußert und uns vielleicht als „minderwertig“ hinzustellen sucht, ist oft morgen schon inslande, unsere Hilfe zur Abstellung seines „momentanen“ Geldmanans zu erbitten, der aber in Wirklichkeit schon längst chronisch geworden ist. Da fällt uns unwillkürlich das Sprichwort ein: Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Im übrigen führt ein richtiger Geizhals, d. h. ein Mensch, der seine Schätze versteckt und sich für arm ausgibt, immer noch ein vernünftigeres Leben, als ein Genußmensch oder Verschwendler. Er wird bei seiner dürftigen Lebensweise in der Regel alt, daher der Name „alter Geizhals“, während der Verschwendler oft schon frühzeitig ins Gras beißen muß und u. a. selbst seinem Leben ein Ende macht, nachdem er alle denkbaren Genüsse bis zur Neige durchgestoßen hat.

Wir kommen heutzutage nicht selten in eine Lage, wo schon ein gewisser Mut erforderlich ist, um sich rüchlos als Anhänger einer naturgemäßen Lebensweise zu bekennen, deren Grundzug ja doch die Einfachheit ist. Wer sich allerdings Uebers und Verdruß ersparen will, der wird gut tun, als einzelner solche Gelegenheiten möglichst zu vermeiden. Allen Gesinnungsgenossen kann aber nur dringend empfohlen werden, geschlossen zusammenzuhaltten. Der einzelne vermag gegen den Zeitgeist, der uns alle auf die abschüssige Bahn der Genußsucht und einer widernatürlichen Lebensweise zu treiben sucht, wenig auszurichten, während eine größere Vereinigung sehr wohl ihre Ueberlegenheit zeigen kann. Die Anhänger der Naturheilmethode und naturgemäßen Lebensweise sind in dieser Zeiten Blöße wohl der einzige „rocher de bronze“, welcher der allenthalben fortschreitenden Degeneration Widerstand zu leisten vermag. Es wäre wirklich bald Zeit, daß dies auch an maßgebender Stelle erkannt und anerkannt würde.

Dem Großvater.

(Glückwünschgedicht zum Geburtstag.)

Großväterchen, ich bitte,
Hör meinen Wunsch Dir an,
Soßt so viel Gut's erleben
Als man erleben kann.

Du sollst noch viele Jahre
Dich Deines Lebens freu'n
Und seh'n, wie ich mich mühe,
Ein braver Vorfisch zu sein.

Die „Schwäche“ des Elefanten.

Über die Zugkraft von Menschen und Tieren wurden kürzlich in Barnum und Barleys Zirkus in New-York interessante Untersuchungen angestellt, die, wie wir im „Scientific American“ lesen, zum Teil ganz neue, überraschende Resultate ergaben. Es wurde unter anderem dabei festgestellt, daß der Elefant im Verhältnis zu seiner Schwere eine weit geringere Last bewältigt, als andere weniger gewichtige Tiere. Ein schwerer Dynamometer, dessen Maximalleistung 100 t betrug, wurde zu diesen Versuchen verwendet. Es ist eine hydraulische Maschine, dessen Kolben eine Oberfläche von 25 Quadratfuß hat. Der Zylinder ist mit Glycerin gefüllt und mit einem Druckmesser versehen. Das eine Ende des Dynamometers wurde mit schweren, in den Boden getriebenen Pfählen befestigt, und am anderen Ende zwischen dem Schlepptau und dem Dynamometer wurden ein paar starke Federn mit einer Maximalkompressibilität von etwa zwei Fuß angebracht. Die Federn sollten den Zugtieren eine allmähliche Anwendung ihrer Kraft ermöglichen. Die Anwendung der Federn hat aber auch noch einen anderen Grund, der für die Tierpsychologie interessant ist. Wenn nämlich das Tier direkt am Dynamometer zieht, wird es, sobald ihm der Sals- oder Brustriemen angelegt ist, zurückgerissen und nimmt wahr, daß die Last unbeweglich ist. Hierdurch wird es entmutigt und seine Kräfte erschaffen nach dem ersten Versuch. Durch die Federn aber fühlt es ein gewisses Nachgeben der Last und ist so imstande, eine kleine Bewegung vorwärts zu machen. Auch durch die Benutzung eines langen Taues an Stelle eines kurzen wurde der Erfolg vergrößert. Das beste Resultat erzielten zwei Pferde von einem Gewicht von 1600 englischen Pfund, die zusammen 3750 Pfund zogen. Auf jedes Pferd kamen also 1875 Pfund, d. h. mehr, als sein eigenes Körpergewicht betrug. Interessant war es, daß sechs zusammengeschlossene Pferde verhältnismäßig weniger leisteten, als die einzelnen.

Dies erklärt sich wohl daraus, daß es Schwierigkeiten machte, alle sechs Pferde zu gleicher Zeit zum Ziehen zu bringen. Die einzigen „Zugtiere“, die es noch mit den Pferden aufnehmen, waren — die Menschen. 50 Menschen mit einem Gewicht von je etwa 150 Pfd. zogen zusammen eine Last von 8750 Pfd., d. h. jeder von ihnen bewältigte eine Last von 175 Pfd., die also sein Körpergewicht um 25 Pfd. überschritt. Im Verhältnis zu ihrem eigenen Gewicht leisteten die Menschen fast ebenso viel wie die Pferde. Bei Verdoppelung ihrer Zahl aber wurde eine ähnliche Beobachtung gemacht, wie bei einer größeren Zahl von Pferden. 100 Menschen nämlich zogen zusammen nur 12000 Pfd., d. h. jeder etwa 120 Pfd., also weniger als sein Körpergewicht. Sie waren augenscheinlich zu dicht aneinandergebrängt, um noch die nötige Bewegungsfreiheit zu haben. Der Elefant enttäuschte, wie gesagt, alle Erwartungen. „Babe“, ein geübter Veteran, der im Zirkus schon im Ziehen und Stoßen von Karren und Wiegen erhebliches geleistet hatte, brachte es bis auf 8750 Pfd. Als Kräfteergebnis eines einzelnen Tieres scheint dies zwar eine tüchtige Leistung, aber im Verhältnis zu seinem kolossalen Gewicht von 12000 Pfd. stellt sich dies anders. Da die bewältigte Last nur etwa 1/4 von seinem Körpergewicht beträgt, ist seine Kraft niedriger einzuschätzen, als die aller anderen Tiere. Auch die Kamele schnitten verhältnismäßig noch besser ab als die Elefanten. Jedes Kamel von etwa 1800 Pfund Körpergewicht zog 1375 Pfd. Bei den Elefanten wurden außer im Heben von Lasten auch noch Versuche mit Stoßen oder Schieben angestellt. Zwei Elefanten, „Babe“ und „Albert“ benannt, mit einem Gewicht von 13000 Pfd. und 10000 Pfd., erreichten in der Kraft des Stoßens zusammen nur ein Höchstgewicht von 6500 Pfd. „Babe“ allein brachte es im Schieben eines Wagens auf 4500 Pfd. Die Stärke des Stoßes wurde durch einen Strich, der den Wagen mit einem Dynamometer verband, festgestellt. Ein Vergleich mit der vorhin festgestellten Zugkraft des Elefanten zeigt, daß diese doch erheblich größer ist,

als die Kraft, einen Wagen durch Schieben vorwärts zu bewegen. Das Ergebnis war überraschend, weil es die allgemeine Meinung widerlegte, daß Elefanten viel besser zum Schieben als zum Ziehen von Wagen zu verwenden wären.

Wie Millionäre in den Mußestunden sich beschäftigen.

Bekanntlich ist die „Neue Welt“, welche die meisten Millionäre nicht nur, sondern auch die meisten und mächtigsten „Dollar-Könige“ und „Dollar-Prinzen“ hervorgebracht. — Haben nun auch manche dieser Nobobs überhaupt gar keine Zeit für Neben- und Lieblingsbeschäftigungen übrig, so gibt es andere unter ihnen, welche desto mehr Sinn besitzen für Viehhäbereien und Steckenpferde — namentlich die jüngeren.

Vor allem bietet die Landwirtschaft und alles, was in dieses Fach einschlägt, ein weites Feld für Sport-Tätigkeit aller Art, — sei's Rosen- oder Obst-Kultur, Hühner- oder Rinderzucht.

Zuweilen verbindet sich ein Farmer-Millionär das Angenehme mit dem Nützlichen, indem er zugleich einen hübschen Profit durch diese kleine Nebenbeschäftigung herausbringt, wie der „Zuckerkönig“, dessen bürgerlicher Name Theodor Havemeyer lautet. Seine Zuckerpflanzung, die über 120000 Acre sich erstreckt, brachte dem „Amateur-Farmer“ die hübsche Kleinigkeit von 20000 Dollar jährlich ein.

Ein anderes Steckenpferd amerikanischer Kräfte besteht darin, sich praktische Kenntnisse auf technischem Gebiete zu erwerben, um zum Beispiel höchst eigenhändig eine Lokomotive lenken und womöglich auch ausbessern zu können, worin besonders eine ganze Reihe von Millionärs-söhnen groß ist: voran George Gould, John Jakob Astor, Charles Pratt, die trotz ihrer Prüfung als Dampfprobleiter bestehen könnten, — besser vielleicht noch, wie mancher Lokomotivführer von Beruf!

Eine eigentümliche Viehhäberei besaß der „Waggon-König“ Edward Bain, der Millionär der Waggonbauer, welcher während seiner letzten Lebensjahre an chronischer Schlaflosigkeit litt und deshalb, als allerdings traurigen Sport, das Steckenpferd ritt, lange Tramway-Fahrten zu machen, oder im stillen Dunkel einer Theater-Loge zu sitzen, weil dies das beste Mittel für ihn war, ein wenig — einzunicken.

Aus anderen Gründen — der Abwechslung wegen nämlich — betreibt eine gewisse Ruhelosigkeit die glückliche Besitzerin von 240 Millionen Hetty Green, welche mit Vorliebe alle drei bis sechs Monate umzuziehen pflegt, was ihr freilich nicht viel Zeit und Mühe kostet, da ein Einpänner zur Beförderung ihres gesamten Mobilars genügt.

Im übrigen soll ihre Lieblings-Beschäftigung darin bestehen, meist zwölf Stunden täglich mit ihren verschiedenen Millionen sich zu unterhalten und anderen Vermehrung zu „arbeiten“!

Ein edleres Vergnügen besitzt der reichste Mann der Welt, der „Petroleum-König“ J. Rockefeller, welcher so lebensschäftlich gern die Geige spielt, daß er sehr froh ist, wenn er ein paar Minuten dafür — „übrig hat“, denn dem „armen Manne“ mangelt es tatsächlich meist an „Zeit“, obgleich er ungefähr „nur“ 48 Millionen Mark pro Jahr zu verzehren hat, was — sagt man — viel zu niedrig noch taxiert ist.

Auch aus „Zeitmangel“ kannte der australische „Busch-Millionär“ James Tyron keine andere Liebhaberei, als den „Kampf mit der Wildnis“, den er selbst als seine einzige Leidenschaft bezeichnete. Nie während seines langen Lebens fand er Zeit, sich einen einzigen Feiertag zu gönnen, und als mit 71 Jahren er einst auf die Idee kam, „auszuspinnen“, um die Welt sich etwas anzusehen, ließ er, ohne lange Ueberlegung, diese Idee, weil „seiner unwürdig“, wieder fallen, um die gehohnte harte Arbeit fortzusetzen bis ans Ende.

Eine wirkliche „Mußestunde“ hat also dieser „arme Millionär“, wie manche seiner „Kollegen“, die ihre Millionen nicht geerbt, sondern selbst erworben haben, nie gehabt!

Aus Stanleys Jugendzeit.

Der eigentliche Name des berühmten Afrikanerreisenden, dessen Tod vor kurzem aus London gemeldet wurde, war bekanntlich John Rowland. Die eigenartigen Umstände, die ihn veranlaßten, den Namen Stanley anzunehmen, unter dem er bekannt und berühmt geworden ist, erzählt Paul Reichard in der fesselnden Biographie Stanleys, die in der Sammlung „Geisteshelden“ (Herausgegeben von Anton Bettelheim, Berlin) erschienen ist und der wir in folgendem einige interessante Züge aus dem Leben des Verstorbenen entnehmen. Stanley, der natürliche Sohn eines armen Mädchens aus Denbigh in Wales und eines jungen Farmers namens John Rowland, hat seine Kindheit bis zu seinem 13. Jahre im Armenhause verbracht, wo er unter einer harten Zucht gehalten wurde, aber einen guten Elementarunterricht erhielt. Noch zwanzig Jahre später war er von Irck- und Rachegeboten gegen den gefühllosen Schulvorleser des Armenhauses erfüllt. „Was ist aus dem alten Francis geworden?“ fragte er, „ich würde ihm noch heute gern eine Kugel durch den Kopf jagen! Der Verurteilte pflegte mich an eine Bank festzubinden und von den andern Kindern schlagen zu lassen. . .“ Die trüben Eindrücke seiner Kindheit haben tiefe Spuren in seinem Charakter hinterlassen; er war ein schönes Kind von düsterem, in sich gekehrtem Wesen. Endlich nahm ihn eine Tante aus dem Armenhause zu sich; aber er konnte auch bei dieser nicht lange bleiben, und im Jahre 1858 zog der Siebzehnjährige eines Morgens seine besten Kleider an, sagte der Tante Lebewohl und kehrte nicht mehr zurück.

John war auf ein im Hafen von Liverpool liegendes Schiff, das nach Amerika bestimmt war, gegangen und hatte sich dort als Schiffsjunge anwerben lassen, um freie Ueberfahrt zu bekommen. Das Schiff segelte nach New-Orleans. Dort ging John Rowland an Land und durchstreifte die Stadt, um Unterkunft und Stellung zu suchen. Im Anfang ging es ihm recht schlecht. Er verkaufte Zeitungen und Streichhölzer. Eines Tages fiel beim Wandern durch die Straßen sein Blick auf eine Tafel, die am Fenster eines Spezereiwarenladens hing, mit der Aufschrift: „A boy wandet;“ Ein Lehrling gesucht! Kurz entschlossen trat er ein. Ein schon älterer Mann saß im Kontor, seine Zeitung lesend. „Sie brauchen einen Lehrlingen“, sagte John Rowland. Der Kaufmann hob ein wenig den Kopf, betrachtete ihn durch seine Brille und fragte: „Was können Sie leisten?“ „Ich habe eine schöne Handschrift“, war die Antwort. Der Krämer legte seine Zeitungen zur Seite, erhob sich, um dem jungen Menschen Papier und Feder zu reichen, zeigte auf einen Keinenstaf, auf dem der Name „Henry Morton Stanley“ stand, und sagte: „Schreiben Sie dies.“ Die Probe fiel befriedigend aus, und John Rowland wurde sofort als Lehrling in Dienst genommen. „Henry Morton Stanley“ war der Name des alten Krämers, der den äußerst fähigen und eifrigen Lehrling sehr liebevoll behandelte und schließlich adoptierte, worauf dieser sich denselben Namen beilegte. In dem bald darauf ausbrechenden Kriege zwischen den Nord- und Südstaaten nahm Stanley im Jahre 1863 Dienst in der Marine der Nordstaaten. Schon nach einem Monat hatte er es hier zum Unteroffizier gebracht und fand wegen seiner Intelligenz Anstellung im Bureau des Admiralschiffes „Ticonderoga“. Bald sollte sich auch eine Gelegenheit zum Auszuweichen bieten. Unter dem Feuer eines feindlichen Forts schwamm Stanley nach einem 500 Meter entfernten Schiff, dessen Besatzung durch die Geschütze des „Ticonderoga“ vollständig koplos gemacht worden war, und besetzte am Bordteil ein Ankertau, so daß das feindliche Schiff nur von der „Ticonderoga“ herangewunden zu werden brauchte, um in den Händen der Nordstaaten zu sein. Diese heroische Tat brachte dem jungen Stanley als Auszeichnung seine Ernennung zum Schiffsführer, verbunden mit einem Jahreslohn von ungefähr 7000 Mk. Damit war zugleich seine endgültige Naturalisation als Amerikaner erfolgt: er gab sich fortan nur als Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika aus.

Vermischtes.

Zum Jubiläum der Klosterkirche Rosleben.
Am 28. und 29. Juni feierte die Klosterkirche zu Rosleben a. H. das Fest ihres 350jährigen Bestehens. Diese alte Bildungstätte des deutschen Adels wurde 1554 von dem Ritter Heinrich von Wilsleben in den Händen des schon vor 1142 gegründeten Cisterzienser-Monasterstiftes eingerichtet und sollte nach dem Vorbild der sächsischen Fürstenschulen Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für junge Leute evangelischer Konfession vom reiferen Knabenalter an bis zum Uebergang zur Universität sein. Am Karfreitag 1686 wurde das alte Klostergebäude durch eine Feuerbrunst vernichtet. Ueber ein halbes Jahrhundert währte es, ehe der Neubau, den unser Bild auf Seite 228 zeigt, entstand. 1730 wurde der Bau begonnen und zu Anfang des Jahres 1757 erst vollendet. Der jetzige Leiter der Anstalt ist Professor Dr. Beyerle, der derzeitige Erbkammerherr, Oberkammerherr Artur von Wilsleben-Wölzig.

Mme. Melba und das Grammophon. Mme. Melba, die gegenwärtig in London wohnt, um in der Saison am Covent Garden mitzuwirken, ist natürlich dort auch schon wieder interviewt worden. Während fragt die Künstlerin den Interviewer, ob er ein Lied von ihr hören möchte, und führte ihn, zu seinem größten Erstaunen, zu ihrem „Seiligtum“. Dieses war ein Louis Dünzge - Postament, auf dem eine mit Polen gefüllte Wale stand. Vorfristig nahm sie die Wale fort, öffnete einen Deckel und dann wurde eine Messingtrompete sichtbar. Sie drückte auf einen Knopf, und aus der Trompete erklang die Stimme der Melba, und zwar handelte „Süßer Vogel“. Sobald das Erllern anklang, ließ ein Karnerangehöriger, der im Zimmer war und oben auf einem Büchertisch saß, seine hellen Töne ertönen. Es war ein merkwürdiges Duett. Auf die Frage des Interviewers, ob man diese Grammophonwahlen, die die Stimme der Melba merkwürdig gut wiedergaben, käuflich erwerben könnte, teilte die Künstlerin mit, daß sie nur für ihren Vater angefertigt wären, und daß sie bereits unzählige derartige Anfragen, mit denen sie beehrt worden war, zurückgewiesen hätte.

Das kleinste Automobil in Paris und wahrscheinlich auch der ganzen Welt erregt jetzt in den Straßen von Paris große Sensation. Das kleine Gefährt, das etwa vier Fuß lang ist und 1 1/2 Pferdetrakt hat, wurde auf Bestellung von Frau Postol gebaut. Dieser Tage wurde es von dem siebenjährigen Walter Francis Postol gefahren, und in seiner Begleitung befand sich die „Prinzessin Chiquita“, die kleinste Frau der Welt.

Weiteres.

Boshafte Auffassung. „Sie haben ja das Auge verbunden!“ — „Um, ja, da ist mir etwas hineingeflogen, als ich gestern Abend nach Hause ging!“ — „Sie, das dürft' meine Frau nicht riefieren!“

Die Aerztin. „Mein, Fräulein Doktor, daß ich gerade dieses Leiden haben soll, kann ich mir nicht denken.“ — „Und doch ist es so, Frau Käthin, ich vermag meine Diagnose nicht zu ändern; übrigens ist die Krankheit ganz modern.“

Beschwerde. Gast (der in der Nockenuppe ein Haar findet, zum Wirt): „Erlauben Sie mir, auf der Karte steht doch Nodori- und nicht Voderluppe!“
Aus dem Hgh-lle einer Kleinfrau. „Frau Inspektor, ich erlaube mir, Sie für nächsten Donnerstag zu einem five o'clock-tea zu bitten!“ — „Um wieviel Uhr, Frau Steuerrätin?“ — „Um vier Uhr!“

Der Komponist. Komponist (zu seiner jungen Frau): „Ich bin neugierig, was Du heute wieder zusammenflicken wirst! Den ganzen Vormittag praludierst Du schon am Ofen herum!“

Kindermund. Der kleine Hans: „Papa, ich hörte, daß es in New-York Wolkenkratzer gibt, sag', suchst' denn dort auch die Wolken?“

Pech. Freund (zum Bekannten): „Denken Sie, wohin ich wieder einmal mit meiner Gutherzigkeit gekommen bin: der Schuster Meier kriegt von mir noch dreißig Mark; schenke ich dem Keel neulich, damit er mal etwas ruhig ist, einen abgelaugten wasserdichten Bodenanzug... jetzt kommt er sogar auch bei dem stürmischsten Regen, um mich zu mahnen.“

Fatale Verwechslung. Nicht eine einzige Offerte ist auf das Getratselbuch eingelaufen?“ — „Nein, denke Dir das Pech, da sind die Uberschriften von zwei Inseraten verwechselt worden; über dem meinigen stand in fetten Buchstaben: „Warnung!“

Ein Irrtum. Wäster (zum Angellagten): „Der Herr Zeuge hier will von Ihnen befohlen sein.“ — Angellagter: „Dann müßte ich aber um die Adresse des Herrn bitten.“

Haarbold (ges. gesch.)
Kraflwasser von eminent stärkender, reinigender u. erhaltender Wirkung, welches die Haarwurzeln u. Neuwachs in befriedigender Weise anregt, Ausfallen u. Schinonen beseitigt, ein prachtv. Haar gibt. Abends gebraucht, folgt ruhiger Schlaf. 2l. 3 Mk. Nur in Berlin, Franz Schwarzs, Leipzigerstr. 58, neben den Kolonnaden.

Kufeke's Kinder-
nervorragend bewährt bei Darmkatarrh, Diarrhoe, Brechdurchfall etc.
Von tausenden von Ärzten des In- und Auslandes empfohlen.

Vexierbild



„Wo ist der Gensdarm?“

6 und 9. „Wie heißt!“ fragte Schmul Zeitel. „Nain Prozent wollte haben? Von mir, Deinem Bruder, willst' nain Prozent haben? Schämst' Dich mir? — Nain Prozent!“ — „Nu, was schreibe nain Prozent!“ — „Sind nain Prozent zwanzig oder dreißig oder vierzig Prozent oder was mer soust nimmt' er Prozent? Nain Prozent find nain Prozent und billiger kann ich's nicht geben.“ — „Nain Prozent und da schämst' Dich nicht? Von mir nimmte nain Prozent? Was werd' Gott dazu sagen?“ — „Mir wird er sagen. Der Schmul Zeitel, wird er sagen, is ein braver, hilfreicher Mann, daß er sei Geld zu sechs Prozent verleiht.“ — „Ja, jedeh! Aber mir nain!“ — „Wie heißt jedeh? Den siehst' er's verkehrt, siehst' er's fer sechs an. Unten is nain.“

Rästel-Ecke.

Logogramm.

Dit wird mein Wort heut produziert
Auf literarischem Gebiete,
Und dann der Zeitung offeriert
Mit hoffnungsfreudigem Gemüte.

Es wirt der Redakteur dann bloß
In den Papierkorb, wies so Eitte,
Denn dieser hat mein Wort gar groß,
Tügt ein Zeichen in die Mitte.

Scherzfrage.

Mein Erstes ist grün,
Mein Zweites ist grün,
Mein Ganzes vom Zweiten das Grünlte.

Auflösung erfolgt in nächster Nummer dieses Blattes.

Lösungen der Rästel aus voriger Nummer:

Quadrat-Rästel.

P A R I S
A L I B I
R I E S E
I B S E N
S I E N A

Silberrästel: Theodor Körner.

Taler, Germinie, Essen, Doktor, Dolde, Döwega, Rufschtul.

Unagramm: Larent — Ratter.

Geschäftliches.

Die Entschöpfung der Kinder im Sommer ist schwieriger als sonst, da die Kinder oft durch die Kuhmilch an Magen- und Darmstörungen erkranken. Man gibt deshalb lieber zuerst die Kuhmilch vermehrt mit einer dünnen Suppe von Kufeke's Kindermehl, welches die Milch leichter verdaulich macht und den Nährwert derselben erhöht.

Wir gestalten uns, unsere verehrlichen Leser auf das in dieser Nummer enthaltene Inserat der Apotheke zum Eisernen Mann, Strassburg i. E. ganz besonders aufmerksam zu machen.



Sommersprossen

entfernt nur Crème Any gefahrlos in wenigen Tagen. Nachdem Sie alles Mögliche erfolglos angewandt, mach. Sie einen letzten Versuch mit Crème Any; es wird Sie nicht trauen! Mk. 2,- franco. Nachn. Mk. 2,45. Verlangen Sie unsere vielen Danksch. Gold. Med. London, Berlin, Gold. Med. London, Berlin, Paris. Leht nur allein durch: Apotheke zum eisernen Mann, Strassburg i. E. S.



„Superior“-Fahrräder

sind auch für Saison 1904 unbedingt die besten und trotzdem

ausserordentlich billig!
Haben Sie Bedarf in Fahrrädern und Fahrrad-Zubehörteilen, so fordern Sie meinen Haupt-Katalog, der Ihnen kostenlos zugestellt wird; derselbe bietet reichhaltige Auswahl bei allerbilligster Preisstellung.

Hans Hartmann, Eisenach 60.

Korpulenz + Fettleibigkeit

wird beseitigt durch Tonola-Zehrkur. Preis: geflohen mit 60 Pf. 24 Tabletten u. Glasentleerungen. Kein starker Leib, keine harten Stühle mehr, sondern jugendlich schlank, elegante Figur und gewaltige Kraft. Kein Heilmittel, kein Geheimmittel, sondern naturgemäße Diät. Garantiert unangeführt für die Gesundheit. Keine Diät, keine Verabredung der Lebensweise. Vorsicht! Mischung. Paket 2.50 Mk. franco. gegen Botenpost od. Nachn. D. Franz Steiner & Co., Berlin 28, Königgrätzerstr. 78.



In 10-12 Tagen neues Merztl. Gesichtspitel

einem blendend reinen, samtweichem Teint. Ganz vorzüglich. Verleiht den ratiönenen Blick der Haut, unübertrefflich in seiner Anwendung und sicher im Erfolg. Ohne Berufshörung. Gebrauch. Gebrauch verschwinden unter Garantie, und die Gesichtspitel werden als wertvollste Mittel, vollst. ausreichend zum Erfolg, für 2 Mk. 8,- und 50 Pf. Porto. Allen Wertlieb für ganz Teufelsland dient in ihrer anerkannt besten Wirkung einzig bestehenden Mittel nur durch das General-Depot F. E. Munkel, Goltzgerstr. 7. 55.

Gedanken sind zollfrei!

Denken Sie deshalb stets daran, dass auch Sie von uns so billig kaufen, wie viele Tausende treuer, langjähriger Kunden, denn wir bieten Ihnen Vorteile, die Sie wo anders nicht erhalten werden.

Fahrräder mit unserer bewährten Marke Edelweiss

zum Selbstgebrauch oder zur lohnenden Vertretung, Fahrrad ohne unsere Marke und Firma mit beliebig anderen Namen als Marke, damit niemand erkennt, woher Sie diese guten Räder so billig beziehen; alle Ersatz- und Reparaturteile, die Sie zu jeder Fahrrad-Reparatur und -Erneuerung, gleich viel, welcher Marke und wo das Rad her ist, gebrauchen. Alles Nähere erfahren Sie aus unserem 1904 Kataloge, welcher umsonst und portofrei an jede Person, ganz gleich, welchen Standes, versandt wird.

Fahrräderfabrik in Deutsch-Wartenberg No. 151.

Vertreter werden an allen Orten gesucht.

Genfer und Glashütter
Uhrenfabriklager
G. Jäger - Konstanz 24.
Uhren-Versandhaus
14 Tage zur Probe
versende ich gegen Nachnahme meine Silber-Remontoir, Reichsstempel 800/1000, mit feinem Goldrand zu 9 Mk. Nickel-Remontoir (Ankerwerke) zu 4 Mk. Weckeruhren zu 2 Mk.
Nur Prima-Werke mit 2jähriger schriftl. Garantie. Kataloge mit über 700 Abbild. franko und gratis.

Weltberühmte Zeitzer
Kinder-, Sport- u. Lieferwagen, alle Holzwaren, alle Bettstellen, Remonde-Fahrräder von 22 Mk. an, Näh-, Wring-, Wasch- und Mangelmaschinen - kaufen Sie bei uns enorm billig.
Vertreter an allen Orten gesucht.
Hauptkatalog gratis.
Erstes Sachs. Versand-Magazin
Zeit 74.

Sommeriprosien,
Mitesser, unreine Haut beseitigt unter Garantie eine Flasche „Odoma“ à 3 Mk. Franko.
Cosm. Laboratorium F. Plagemann,
Berlin, Bodikerstrasse 30.

Hygien. Gummi-Waaren.
Preisliste gratis
Phil. Rümpfer, Frankfurt a. M. 19.

Pflegt die Zähne mit Tilit
anerkannt das feinste, antiseptische Mundwasser der Gegenwart.

Roverkönig
Bestes Fahrrad der Welt!
Catalog gratis.
Billigste Preise. Solvente Vertreter gesucht.
Roverkönig-Fahrrad-Industrie W. Staby, Unna i. W. 61.

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden
erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendliches Aussehen, weisse samtweiche Haut, blendend schönen Teint u. beseitigt Sommerprossen sowie alle Arten Hautunreinigkeiten. à Stck. 50 Pfg. in allen Apotheken, Drogen-, Parfüm- und Seltens-Geschäften.

Wissen Sie es schon?
dass Sie sich aus Ihrem resp. jedem Fahrrad ohne Abänderung desselben ein Motorrad machen können ohne Hunderte von Mark auszugeben?
Verlangen Sie sofort Prospekt und Preise hierüber.
Komet-Fahrradwerke A.-G., Dresden 206.
Beste und billigste Bezugsquelle für Fahrräder und Zubehörsache.

Stempel-Portemonnaie
aus fein. modernen Bock-Saffianleder mit vernickelten Innenbügel und vernickeltem Schloss mit beliebig. ausnehmbarem Gummistempel zum Preise von **Mark 2,50**. Porto 20 Pfg. per Stück gegen Nachn. Namen in Golddruck 25 Pfg. mehr.
Umsonst und portofrei versend. unseren grossen illustr. Hauptkatalog mit ca. 3000 Abbildungen über alle vorkommenden Warengruppen.
Stahlwaren-Fabrik und Versandhaus I. Rangas. E. von den Steinen & Co.,
Wald bei Solingen 278.
Wiederverkäufer verlangen Extrabedingungen.

Direkt von der Fabrik.
Lyra-Räder
(Modell 1904.) sind anerkannt die besten u. billigsten.
Volle Garantie. Probefahrt bereitwilligst
Starke Tourenmaschinen. 62,50 Mk.
Schneidige Halbbrenner v. 62,50 Mk.
Pneumatisches mit Garantie: Laufdecken à 5,-, pr. à 6,25 Mk. Luftschläuche 3,25 Mk., pr. 3,50 Mk.
Pneumatik ohne Garantie: Laufdecken 4,25 Mk. Luftschläuche 2,75 Mk.
Vertreter gesucht! Preisliste gratis!
Richard Ladewig, Prenzlau Nr. 173.

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuester Katalog m. Empfehl. viel. Aerzte u. Prof. gratis u. fr.
H. Unger, Gummifabrik, Berlin N., Friedrichstr. 131 c.

Lesen Sie!
Das Buch über kleine Familie. Preis mit Briefporto 80 Pfennige.
Emil Kunze, Leipzig-Th. 34.

Gummi-Waren
hygien. jeder Art. Viele Neuheiten!
Concurrenzlos billige Preise.
Grosser illustr. Katalog gratis u. fr.
I. O. S. WAAS & Co.,
Berlin 139, Oranienstrasse 108.
Grösstes Haus der Branche.

Königr. Sachsen.
Technikum Mittweida.
Direktor: Prof. A. Holz.
Höhere techn. Lehranstalt f. Elektro- u. Maschinentechnik.
Elektrot. u. Maschinen-Laborat.
Lehrfabrik-Werkstätten.
36. Schuljahr. 3600 Besucher.
Programme etc. kostenlos d.
d. Sekretariat.

Flechtenkrankhe.
E. Hlemann, Leipzig-Rendnitz.
62 Mark ein Fahrrad Laufmantel 4 Mk. Katalog gratis.
H. Waldeier, Fahrradfabrik, Lemgo.

Sächsisch-Thüringisches
Technikum Rudolstadt
Höhere und mittlere Fachschule für Architekten, Bau-Ingenieure, Hochbau-, Tiefbau-, Steinmetz- und Vermessungs-Techniker. Tischlerfachschule. Reifeprüfungen durch Staatscommissar.
Direktor Rühl.

Thüringisches
Technikum Jmenau
Maschinen- und Elektrotechn. Abteilung für Ingenieure, Techniker und Werkmeister.
Lehrfabrik

MUSIK-WERKE
aller Art, Phonographen etc.
gegen Monats-Raten v. 2 Man
Illustr. Kataloge gratis
BIAL & FREUND, Breslau

Deutsch. erstklass. Roland-Fahrräder auf Wunsch auf Teilzahlung.
Anzahl. 25-50 Mk. Abzahl. 8-15 Mk. monatl. Gegen Barzahlung 2 Hef. Fahrräder v. 70 Mk. an
Man verlange umsonst Preisliste.
Roland-Maschinen-Gesellschaft
in Göln 451.

Bei Entnahme hier angezeigter Waren, bitten wir sich auf unsere Zeitung zu beziehen.

Unser Hausarzt sagt:
„Hygienal allein
schützt und bewahrt Mund, Hals u. Zähne.“
„Hygienal ist das vornehmste und wirksamste Mund- und Gurgelwasser der Welt.“
„Hygienal schützt vor Mund- und Zahnkrankheiten jeder Art.“
„Hygienal wirkt antiseptisch gegen die Erreger der **Influenza, Diphtherie u. der Eiterkrankheiten.**“
Chemische Werke G. m. b. H.
(vorm. Dr. C. Zerbe)
Freiburg in Baden.

AMATEUR-APPARATE ETC.
enorm billige Preise! Hauptkatalog gratis!
FRIEDO WIESENHAVERN, HAMBURG 12.

Vergleichen Sie
alle Angebote in Herrenkleiderstoffen in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preise, dann kaufen Sie bestimmt bei
Christian Günther, LEIPZIG-PLAGWITZ
Postfach Nr. 62.
Bekanntestes Tuch-Versandgeschäft.
Die Saison-Neuheiten sind eingegangen.
Fordern Sie mit 5 Pfg.-Karte kostenlose Zusendung von Mustern.

Sie erzielen bei
Asthma & Kurzatmigkeit
überraschenden Erfolg mit
Herner's Asthma-Mixtur
à Flasche 3,- Mk.
Hauptdepot für Deutschland:
Salomonis-Apotheke, Leipzig.

Best. Gumpert, Quebrachstraße 20, Bismarck, Klatschschneid. 20, Weidensch. Sternstr. 20, 49, Weinberg 16, Humboldtstr. 16, a, Heinsch 32, a, Süßholz, Leipzig 20, 40, Wasser 24 100, a, Elyeria 100, a

Krebs-, Magen- u. Leberleiden
verdächtige Geschwülste, innere u. äußere Wucherungen sowie Entzündung u. Vereiterung v. Krebs betrifft meine Schrift, die ich mit viel. beglaubigten Dankfgr. (auch v. Geistl. Jurist. usw.) für 10 Bl. in Briefm. versende. Angebl. hamil. Wucherungen find oft krebbsartig.
A. Stroop, Neuenkirchen Nr. 145 Kreis Wiedenbrück, Westf.

Max Pasch, Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 68.
In meinem Verlage erscheinen:
Uebersichtskarte der Verwaltungsbezirke der Kgl. preussischen Eisenbahn-Direktionen.
Bearbeitet im Ministerium der öffentlichen Arbeiten.
Maßstab: 1:1 000 000. — Preis: Unaufgezogen Mark 5,—, aufgezogen Mark 13,—.
Uebersichtskarte der Eisenbahnen Deutschlands.
Bearbeitet im Reichs-Eisenbahn-Amt.
Maßstab: 1:1 000 000. — Preis: Unaufgezogen Mark 9,—, aufgezogen Mark 16,50.
Der Eisenbahn-Güterverkehr
(deutsch und international).
Nach dem neuesten Stande der Vorschriften bearbeitet von W. Pletzig, Geh. exp. Secr. im Reichs-Eisenb.-Amt.
Preis 3 Mark.

Verantwortlich für die Redaktion, für Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Eißholtz, Berlin S., Verlag von Max Pasch, Berlin SW., Notationsband von Wilhelm Greve, Berlin SW.